

JIN XING

Shanghai Tango

Mein Leben als Soldat und Tänzerin

JIN XING
mit Catherine Texier

Shanghai Tango

Mein Leben als Soldat
und Tänzerin

Aus dem Französischen
von Anne Spielmann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Rien n'arrive par hasard« bei Robert Laffont, Paris



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten

2. Auflage

© der Originalausgabe 2005 by

Éditions Robert Laffont, S.A. Paris

© der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Blanvalet Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-7645-0216-9

ISBN-13: 978-3-7645-0216-4

www.blanvalet-verlag.de

INHALT

ERSTER TEIL

Das weißhaarige Mädchen

7

ZWEITER TEIL

Rot und Schwarz

81

DRITTER TEIL

Half Dream

133

VIERTER TEIL

Shanghai Tango

169

ERSTER THEIL

Das weißhaarige Mädchen

1

Der Jeep parkt vor der Haustür meiner Mutter in Peking. Ich sitze hinten, auf dem Sitz neben mir ist die Filmausrüstung verstaut: Videokameras, Kabel, Mikros, Beleuchtungsutensilien. Li Xiaoming hat mit einer Kamera in der Hand auf dem Beifahrersitz Platz genommen. Er dreht sich zu mir, um mich zu filmen. Li Jian, der am Steuer sitzt, wird ungeduldig. Wir werden zu spät kommen. Li Xiaoming bittet ihn um ein wenig Geduld. Mama ist herausgekommen, um sich noch ein letztes Mal von mir zu verabschieden, und er richtet die Kamera auf sie. Sie hält sich an der Tür fest. Ich sehe Tränen über ihre Wangen fließen, obwohl sie doch sonst nie weint! Sie wischt sie nicht weg. Mein Herz krampft sich zusammen bei dem Anblick. Sie hat mir ihre ganze Liebe geschenkt, mir, ihrem einzigen Sohn. In China ist es der Sohn, der die Familie fortleben lässt. Es ist der Sohn, den man mit Liebesbeweisen überschüttet. Es ist der Sohn, der zählt. Und jetzt wird sie ihren Sohn verlieren und an seiner Stelle eine weitere Tochter bekommen.

Li Jian tippt auf das Zifferblatt der Uhr.

»Wir müssen los.«

Auf mein zustimmendes Zeichen hin dreht er den Zündschlüssel. Der Jeep springt an. Ich drehe mich wieder zu meiner Mutter. Sie steht immer noch da, stocksteif und mit tränen-nassem Gesicht. Und plötzlich muss auch ich weinen. Li Xiaoming filmt mich. Hinter einem Schleier aus Tränen zieht die Straße an mir vorbei. Ich rede mir ein, dass ich um meine Mutter weine. Aber das stimmt nur halb. Ich weine auch um mich. Ein Abschnitt meines Lebens geht zu Ende: Mein Leben an der

Militärakademie, wo ich den Rang eines Obersts bekleide, mein gesamtes Leben als Junge und Mann, das einzige Leben, das ich kenne. In ein paar Stunden wird es zu Ende sein, und es wird kein Zurück mehr geben. Ich stürze mich kopfüber ins Unbekannte. Obwohl ich gut vorgesorgt und immer wieder über die Gründe nachgedacht habe, die dafür und dagegen sprechen, mir über die Einzelheiten der Operation klar geworden bin, mir sogar in den schicken Boutiquen von Las Vegas eine ganze Kollektion weiblicher Dessous gekauft habe, fehlt mir jedes sichere Wissen über das, was die Zukunft für mich bereithält.

Eben erst haben wir das chinesische Neujahrsfest gefeiert. Wir schreiben das Jahr 1995. Im August werde ich achtundzwanzig Jahre alt sein. Schon vor zwei Jahren bin ich aus Europa zurückgekehrt, schon zwei Jahre warte ich auf diesen Augenblick. Aber in Wahrheit sind es über zwanzig Jahre. Es ist kalt. Außerhalb der Stadt ist die Erde vom Winter ausgetrocknet, die Bäume sind kahl. Die sonst so liebliche Landschaft sieht heute düster aus. Ob wir schnell fahren, ob wir am Rand von Peking in Staus geraten – all das bemerke ich nicht.

Im Krankenhaus in den Duftbergen zeigt uns Frau Dr. Yang ihre Sammlung von Silikonbrüsten. Es gibt Brüste in allen Größen: zweihundert Gramm schwer, zweihundertfünfzig, von winzig bis extrem schwer. Ich wiege sie in der Hand. Ich kann auswählen wie in einem Laden. Es ist betörend. Die größte berühre ich mit einem Finger. Sie ist straff und glatt und bezaubernd gewölbt, ich will sie und keine andere. Doch Dr. Yang versucht mich davon abzubringen und preist die Eigenschaften der kleinsten, die ich lächerlich platt finde. Eine Brust für junge Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Kommt nicht in Frage! Ich brauche die Brüste einer richtigen Frau. Li Xiaoming ist meiner Meinung. Von seinem männlichen Standpunkt aus betrachtet sind ohne Zweifel die voluminösesten Brüste die schönsten. Doch Dr. Yang hört nicht auf ihn. »Solche Brüste werden Sie

beim Tanzen stören«, sagt sie mit ihrer ganzen medizinischen Autorität. Ich glaube allerdings, dass sie die großen einfach unpassend findet, zu sehr ins Auge fallend. Eine junge Chinesin soll diskrete Brüste haben. Schließlich, nach langen Diskussionen, entscheiden wir uns für einen Kompromiss: eine mittlere Größe.

So fängt es an. Mit den Brüsten. Eine ganz einfache Sache, von den drei Eingriffen, die ich durchzustehen habe, die am wenigsten schmerzhafteste Operation. Zudem bin ich in guten Händen: Frau Dr. Yang Peiying ist Schönheitschirurgin und hat die Brustoperation in China eingeführt; ihre Reputation auf diesem Gebiet ist unangefochten.

Ich habe ein Zimmer für mich. Darauf musste ich lange warten, und es ging nicht ohne Warten und harte Verhandlung ab. Normalerweise liegen die Patienten zu fünft oder gar zu siebt in einem Zimmer. Die Einzelzimmer sind amtlichen Würdenträgern und höheren Offizieren vorbehalten. Die Verwaltung hatte mich gewarnt: Wenn Sie allein sein wollen, werden Sie teuer dafür bezahlen müssen. Das war mir egal. Wenn nötig, würde ich auch das Dreifache zahlen. In einem Zimmer mit nur einem Bett fühlt man sich wie im Hotel. Man hat seine Ruhe, sein privates Bad, eine eigene Schwester, Fernsehen, Telefon, also den größtmöglichen Luxus. Ich will mich wie zu Hause fühlen. Li Xiaoming und das Fernseheteam haben das Zimmer daneben gemietet und ihre Ausrüstung darin untergebracht (es sind drei Kameras da und sechs Journalisten). Li Xiaoming könnte auch in dem Zimmer übernachten: Das Krankenhaus lässt keine Möglichkeit der zusätzlichen Geldeinnahme ungenutzt, man sieht ein Zimmer nicht gern unbelegt. Kurz nach dem Neujahrsfest gibt es nicht allzu viele Patienten auf der Abteilung Schönheitschirurgie.

Zunächst muss ich den psychologischen Test absolvieren, der im Krankenhaus Nummer drei in Peking stattfindet. Eine For-

malität, verglichen mit den im Westen verlangten zwei Jahren Psychotherapie, gefolgt von der Prüfung des »wirklichen Lebens«, bei der man als Frau gekleidet seinen Alltag bewältigen muss, um die Ärzte von der Ernsthaftigkeit und Fundiertheit seines Anliegens zu überzeugen; erst dann nehmen sie das Skalpell in die Hand. Entschlossen widme ich mich der Liste mit den über tausend Fragen – denkbar trockenen Fragen, bei denen man nur Ja oder Nein ankreuzen kann. Um den Probanden auszutricksen, kehren die gleichen Fragen in veränderter Form immer wieder. Ich gebe mir Mühe. Nur jetzt, so kurz vor dem Ziel, nicht noch Schiffbruch erleiden... Bei nur 60 Prozent »weiblichen« Antworten gilt die Operation als nicht gerechtfertigt. Bei 75 Prozent wird eine Behandlung zur Stärkung der Männlichkeit des Patienten befürwortet, das wäre im akademischen Leben die Chance zur Wiederholungsprüfung für den Kandidaten. Bei über 80 Prozent wird die Operation empfohlen. Ich peile also die 80 Prozent an. Das Ergebnis übertrifft meine Hoffnungen: 94 Prozent. Die medizinischen Experten geben mir grünes Licht.

Im OP. Blendendes Licht. Überall laufen Männer in weißen Kitteln umher. Wozu all diese Ärzte? Aber nein! Es sind die Filmleute, allesamt mit mir befreundet, denen man die hier angemessene OP-Kleidung gegeben hat. Sie installieren ihre Lampen so, dass der Operationstisch gut zu sehen ist. Frau Dr. Yang hat ihnen die Erlaubnis zum Drehen gegeben. Schon vor Monaten hat Li Xiaoming angefangen mit seinem Dokumentarfilm über mich, in dem meine Operation den Hauptteil bilden wird. Ich fühle mich besser, als ich sehe, mit welchem Eifer sie sich ins Zeug legen – als würden sie die Bühne für eine Aufführung vorbereiten. Ich muss nur noch mein Tanztrikot überziehen, und schon geht's los! Ich straffe mich.

»*Shang tai!*«, sagt Dr. Yang. Rauf mit Ihnen!

Ich lache laut. Der gleiche Ausdruck heißt auf Chinesisch auch: Auf die Bühne!

Na gut, auf die Bühne! Nehmen wir an, es ist meine erste Vorstellung.

Dr. Yang beugt sich zu mir.

»Sind Sie bereit?«

Ich sehe ihr in die Augen.

»Ja, ich bin bereit.«

Sie nickt. Ich strecke mich aus. Die Kameras sind auf mich gerichtet. Ich habe keine Angst mehr.

»Gut. Film ab!«

Am nächsten Tag sehe ich mein Profil im Spiegel meines Zimmers im Krankenhaus, und was ich erblicke, ist das Bild einer Frau. Ich umfasse meine Brüste mit den Händen, wie es Männer tun, wenn sie eine Frau zärtlich streicheln. Der erste Schritt ist getan. Ich weiß, dass es nichts ist gegen das, was noch folgen wird. Man hat mich gewarnt: Nach der zweiten Operation werden die Schmerzen schrecklich sein, nach der dritten (und letzten) kaum auszuhalten. Aber daran denke ich nicht. Ich berühre ganz sacht die Spitzen meiner Brüste. Ich bewundere ihre anmutige Form und bin entzückt. Endlich verwirklicht sich der Traum meiner Kindheit.

Ich bin sechs Jahre alt und habe gerade eine Vorstellung des *Weißhaarigen Mädchens* gesehen, einem der ersten großen Ballettwerke des kommunistischen China. Es ist die Geschichte eines jungen Mädchens, das sich vor den Misshandlungen eines Großgrundbesitzers in eine Höhle flüchtet, wo seine Haare mit einem Schlag weiß werden – es wird dann natürlich von den Revolutionären der Volksbefreiungsarmee gerettet. Ich bin wie berauscht vor Freude, hingerissen von der Vorstellung, von den fließenden Bewegungen der Tänzerin, der Geschmeidigkeit ihrer Sprünge, den Entrechats, dem Zauber ihrer duftigen und glitzernden Kostüme, ihren langen Zöpfen, die ihren Bewegungen schimmernd folgen, der geheimnisvollen Aura ihres bleich geschminkten Gesichts. Wie viel schöner war dieser Tanz als die

Rollen, die ich im Kindergarten spielen durfte – zum Beispiel wenn ich stocksteif auf der Bühne stehend den Ruhm des revolutionären Helden Li Yuhe mit einem Lied aus der Oper *Die rote Laterne* verkündete.

Kaum bin ich wieder zu Hause, klettere ich auf meinen *kang*, mein gemauertes Bett, schiebe die Decken zurück, reiße den Kopfkissenbezug herunter und mache mir daraus eine Haartracht, die bis auf meinen Rücken reicht, und dann wirbele ich auf dem Bett herum wie eine Ballerina. Das ist es, was ich darstellen will, dieses heldenhafte Mädchen mit den weißen Haaren.

In dieser Nacht träume ich von einem entsetzlichen Gewitter. Ein Wolkenbruch wütet in den Gassen der Stadt, Blitze zerreißen den Himmel in silbernen, gleißenden Zickzacklinien, die alles taghell erleuchten, und der Donner erschüttert die Mauern unseres Hauses. Ich träume, dass der Blitz durch mich hindurchfährt, und – *bum!* – erwache ich als Mädchen mit langen Zöpfen.

Seither warte ich. Ich warte darauf, dass jemand meinen Wunsch erhört, dass meine Bitte in Erfüllung geht.

In der Wirklichkeit lebe ich zusammen mit meiner Mutter und meiner älteren Schwester bei meiner Großmutter auf dem Land. Das mandschurische Dorf, in dem ich wohne, liegt etwa hundert Kilometer von Shenyang entfernt, der Hauptstadt der Provinz Liaoning. Meine Eltern sind beide Einwanderer aus Korea. Auf der Flucht vor dem Krieg und den Bombardierungen der Amerikaner, bei denen ihre Eltern und ihr Bruder umkamen, flüchtete sich meine Mutter mit ihrer Schwester ins nördliche China. Dort lernte sie meinen Vater kennen, einen gut aussehenden Soldaten der chinesischen Armee, älter als sie und ebenfalls aus Korea stammend, der sie, die kleine Waise, bezauberte. Wir befinden uns nun mitten in der Kulturrevolution – meine Schwester Jin Xianglan wird 1964 geboren, ich 1967. Mein Vater arbeitet in der Kreisverwaltung des Kriegsministeriums

in Shenyang. Da meine Mutter noch nicht die Erlaubnis hat, mit ihm zusammenzuleben, wohnen wir getrennt. Wir sehen ihn selten. In den bruchstückhaften Erinnerungen meiner ersten Jahre ist er nur ein verschwommener Schatten, der hin und wieder auftaucht, ein fernes Wesen, das mit seiner Frau und seinen Kindern kaum etwas zu tun zu haben scheint. Aus späterer Zeit sind mir vor allem traurige Familienspaziergänge in Erinnerung: er vorneweg, allein, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und wir in respektvollem Abstand dahinter. Er ist ein »Roter«. In der Armee heißt er nur »Jin, der Marxist-Leninist«. Meine Mutter hingegen – zum Teil wegen ihrer koreanischen Wurzeln und ihrer Stellung als Japanisch-Übersetzerin – muss sich gegen den Vorwurf der feindlichen Spionage zur Wehr setzen. Ein paar Jahre zuvor, bei ihrer Ankunft aus Korea, war sie von einem Mann unterstützt worden, der in der Zwischenzeit als Volksfeind gilt; durch die einstige Nähe zu ihm macht sie sich jetzt verdächtig. Ganze Nächte verbringt sie damit, bei endlosen Verhören den Roten Garden die Stirn zu bieten. Kaum verwunderlich also, dass mein Vater einen deutlichen Abstand zu uns wahren wollte.

Aber damals weiß ich von alledem nichts oder fast nichts. Ich merke nur, dass mein Universum ein Universum von Frauen ist, die mich zärtlich lieben und umsorgen. Mein Zuhause ist ein schlichtes Dorfhaus, aber es ist immer sauber und aufgeräumt, selbst wenn meine Mutter erschöpft von ihren Versammlungen zurückkehrt, bei denen sie »Selbstkritik« üben musste. Jeden Morgen geht meine Großmutter mit mir zum Rand des Dorfes, wo wir die Bauern beobachten, die mit gekrümmtem Rücken auf den Reisfeldern arbeiten. Meine Großmutter hat wunderschöne Augen, die Augen einer Katze, die mich bewachen und überfließen vor Liebe zu mir. Ich liebe die Pferde, die Spazierfahrten in der Kutsche, die Freiheit des dörflichen Lebens. Die Nacht fasziniert mich. Ich habe keine Angst vor der Dun-

kelheit. Ich weiß nicht, ob sie von Dämonen oder von Göttern bevölkert ist – wir gehören keiner Religion an –, aber ich spüre das vibrierende Geheimnis in ihr. Ich mag es, bei den dörflichen Beerdigungen dabei zu sein: das Verbrennen der Opfertgaben aus Papier, die Trauergesänge verzaubern mich. Meine Großmutter zieht mich an der Hand weg.

»Komm schon, Jin Xing. Das ist nichts für Kinder. Wir müssen nach Hause zurück. Es ist schon spät.«

Um mir Angst zu machen, erzählt sie mir Geschichten von Irrlichtern, die unfolgsame Kinder entführen. Aber ich rühre mich nicht vom Fleck. Funken spritzen, glitzern und sausen durch die Nacht wie böse Geister. Für mich sind sie lebendig, sie erzählen eine Geschichte. Ich werde bis zum Ende bleiben, bis die letzten Lichter gelöscht sind, bis die Nacht sich auf uns niedersenkt, mit ihren tausend Stimmen, ihrer samtigen Weichheit.

Eine von Mamas Kolleginnen – ich nenne sie Tante Zhang – kommt uns oft besuchen, und meine Mutter trinkt Tee mit ihr. Auf dem Rücken ihrer hochgeschlossenen Jacke entrollen sich lange Zöpfe wie schimmernde Schlangen von vibrierender Lebendigkeit. Ich liebe es, sie aufzulösen und neu zu flechten.

»Xing, hör auf, ständig Tante Zhangs Haare durcheinander zu bringen«, sagt meine Mutter entnervt.

»Lass ihn nur, es macht ihm doch solchen Spaß!«

Von der Höhe ihrer neun Jahre aus macht sich meine Schwester Xianglan über mich lustig. Jungen machen so was nicht. Aber ihre Meinung ist mir egal. Die Freundinnen meiner Mutter flüstern untereinander: »Seht euch diesen Jin Xing an, das ist doch kein Junge, man könnte glauben, er ist ein Mädchen!« – »Ach, das wächst sich aus«, sagt meine Mutter, »das sind Kindereien.« Heimlich genieße ich ihre Kommentare. Für mich sind es Komplimente, die mir Freude machen.

Die Knallfrösche, die mir die Freunde meines Vaters schenken, bleiben in ihren Schachteln; ich finde sie viel zu gefähr-

lich und ziehe Mädchenspiele vor: Seilspringen, Himmel und Hölle.

Meine Mutter färbt die Kleidung, die meiner Schwester zu klein geworden ist, damit ich sie tragen kann. Die geblühten wattierten Jacken, die ich an Xianglan so hübsch gefunden habe, kommen marineblau aus dem Färbebad, die Hosen in fröhlichen Farben sehen jetzt dunkel und trübselig aus. Ich schluchze herzerreißend. Diese Jungenkleider stimmen mich traurig. Lieber will ich sterben, als sie zu tragen!

Aber meine Mutter lässt sich nicht erweichen. Sie hat einen Dickkopf, meine Mutter. Sie kann die sanfteste aller Frauen sein, aber wenn ich ihr Widerstand leiste, weicht sie keinen Zentimeter zurück. Wir beide haben den gleichen eigensinnigen Charakter. Sie gibt mir eine dunkle Jacke und sagt mir, ich solle sie anziehen, ohne Theater zu machen. Ich bin ein Junge. Es fällt ihr nicht ein, mich als Mädchen zu verkleiden.

Bis zum Alter von drei Jahren begleite ich meine Mutter ins Bad der Frauen, wie es in China üblich ist. Doch ab dem Alter von fünf oder sechs Jahren nimmt mich mein Vater, wenn er uns besuchen kommt, und dann später, als wir umgezogen sind und mit ihm in Shenyang leben, mit ins Männerbad. Oh, wie hässlich sie sind, diese schmerzbäuchigen und behaarten Geschöpfe! Und wie unwohl ich mich in ihrer Gesellschaft fühle ... Aber sie beunruhigen mich auch. Wenn ein junger, gut gebauter Mann die Dusche betritt, drängele ich mich zu ihm, um mich neben ihm zu waschen. Wenn er sich beim Einseifen in meine Richtung wendet, beobachte ich ihn heimlich, aus dem Schutz des herunterrauschenden Wassers heraus, und bin betroffen von seinen breiten Schultern, den aufgeweichten, tropfenden Haaren um sein Glied herum.

Eines Tages – wir wohnen jetzt in der Stadt, in Shenyang – werden wir von einer sehr jungen Freundin meiner Mutter, die in einer Spinnerei arbeitet, zu ihr aufs Land eingeladen. Ihr älterer Bruder ist auch da. Er ist atemberaubend schön, hoch

gewachsen, kräftig, der Blick seiner schmalen, mandelförmigen Augen ist glühend, das Gesicht sonnengebräunt, eine Haarsträhne fällt ihm in die Stirn, und vor allem beeindruckt mich seine Koteletten. Während des ganzen Abendessens lasse ich ihn nicht aus den Augen. Die Jungen aus dem Bad sind nichts im Vergleich zu diesem Gott. Es kommt mir so vor, als würde auch er mir von Zeit zu Zeit einen Blick zuwerfen – nicht den amüsierten oder gerührten Blick, den man für kleine Jungen bereithält, sondern einen zwiespältigen, einen verführerischen Blick. Wir wohnen zu weit weg, um nach dem Essen heimkehren zu können und bleiben über Nacht. Ich schlafe im Bett des großen Bruders. Als er einschläft, lausche ich in der Dunkelheit seinem kraftvollen und regelmäßigen Atem. Ich drücke mich an ihn. Welches Glück, dieser lange, biegsame Körper, diese Wärme, dieser starke männliche Geruch!

Shenyang. Wir sind in die Stadt gezogen, um mit meinem Vater zusammenzuleben: Meine Mutter hat endlich die Erlaubnis dafür bekommen, sie hat Arbeit als Dokumentaristin im Forschungszentrum der Leichtindustrie gefunden, und mein Vater ist beim kartographischen Dienst der Abteilung für militärische Information beschäftigt. Unser Familienleben ist von kurzer Dauer. Bald wird mein Vater nach Dalian versetzt, und wir sind wieder allein.

Tanzen und Singen bleiben meine beiden großen Leidenschaften. Im Armeekindergarten von Shenyang habe ich bald einen solchen Ruf, dass ein Fernsteam eine Reportage über mich macht, in der ich als ein kleiner Stern bezeichnet werde, der gerade aufgeht. Vielleicht hat mich mein Name für den Tanz bestimmt: Jin Xing heißt auf Chinesisch »Goldener Stern«. Als ich den Kindergarten verlasse, um am Vorbereitungskurs für die koreanische Schule teilzunehmen, werde ich sofort als Mitglied des künstlerischen Ensembles ausgewählt, das aus achtzehn Mädchen und zwei Jungen besteht, mich eingeschlossen.

An meinen Klassenkameraden geht das nicht unbemerkt vorbei, besonders wenn sie mich mit meinem geschminkten Bühnengesicht sehen.

»Du bist ja ein Mädchen!«, lassen sie mich im Vorbeigehen abschätzig wissen.

»He, dein Bruder ist ein Mädchen!«, sagen sie zu Xianglan.

Ihrer Aufmerksamkeit entgeht es auch nicht, dass ich es auf dem Schulweg vorziehe, mich von meiner Schwester tragen zu lassen, statt bis zu den Knien im Schnee zu waten. Auf dem Rückweg, als ich mich mit Armen und Beinen auf Xianglans Rücken festklammere, obwohl sie durch das Gewicht des Schulranzens schon schwer genug zu tragen hat, versetzt sie mir einen üblen Hieb: »Die Jungs in meiner Klasse sagen, du bist ein Mädchen.«

Ich drücke ihr meine Knie in die Seiten wie ein Reiter, der seinem Pferd die Sporen gibt.

»Na und?«

Über die Schulter wirft sie mir einen Blick zu. Ihre Wangen sind rot, ihre Haare kommen in schweißfeuchten Strähnen unter ihrer Mütze hervor, die sich allmählich mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Sie versucht, mich abzuwerfen, aber ich halte mich fest und sie muss gebeugt unter meinem Gewicht weitergehen.

»Du solltest aufhören zu tanzen.«

»Warum?«

»Glaubst du nicht, dass du langsam aus dem Alter heraus bist? Jedenfalls für einen Jungen.«

Wieder stößt sie mich mit dem Rücken, um mich abzuwerfen, aber ich klammere mich fest.

»Nein, überhaupt nicht. Und außerdem geht es dich nichts an.«

»Es geht mich doch was an, weil du mein Bruder bist. Es ärgert mich, wenn gesagt wird, mein Bruder wäre ein Mädchen.«

»Was kümmert dich das? Mir gefällt das Tanzen.«

»Du weißt ja nicht, was du redest. Und steig jetzt endlich ab, du bist zu schwer.«

»Nein. Geh weiter. Es liegt zu viel Schnee. Und außerdem sind wir schon fast zu Hause.«

Am Anfang versucht meine Mutter nicht, mich davon abzubringen, im künstlerischen Ensemble mitzutanzten. Vielleicht denkt sie, auch das sei nur eine Kinderei, die vorbeigehen würde, wie mein Mädchen-Spleen vorbeiging. Ich bin noch ein Kind, ich darf ruhig tun, was mir Spaß macht. Unerbittlich ist sie allerdings, wenn es um die schulische Arbeit geht. Sie bestraft mich für meine Faulheit und mein häufiges Schwatzen im Unterricht – und sie hat weiß Gott viele Gelegenheiten zu strafen, denn ich mache selten meine Hausaufgaben. Ich habe alles verstanden, wozu soll ich mich zu Hause noch über meine Schulhefte beugen, wenn das Spielen so viel mehr Vergnügen macht? Kaum dreht mir Mama den Rücken zu, gehe ich zu den Nachbarn, die gerade einen kleinen Schwarzweiß-Fernseher gekauft haben. All diese Nachrichten, die in einer Endlosschleife über den Bildschirm gleiten, faszinieren mich. Mama kommt und zieht mich an den Ohren, gibt mir dazu ein paar Schläge mit dem Holzlöffel. Sie schämt sich, weil unsere Familie zu arm ist, sich einen Fernseher zu kaufen. Aber ich bleibe rebellisch und setze meinen Ungehorsam fort. In der Schule lerne ich schnell, ich bin ein Rechen-Ass und gewinne sogar den ersten Preis eines lokalen Wettbewerbs, aber es fällt mir schwer, im Unterricht still sitzen zu bleiben. Sobald der Lehrer etwas fertig erklärt hat, beuge ich mich zu meinem Banknachbarn und fange an zu schwatzen.

2

Sie sind zu fünft – drei Männer und zwei Frauen, die mitten in der Gymnastikstunde auf dem Schulhof auftauchen. Stellen Sie sich die Szene vor: Fünfhundert schwitzende und ächzende Kinder, die auf dem Boden sitzen und ihre Beine dehnen ... da taucht der Gymnastiklehrer mit fünf Militärs in voller Montur auf. Diese Leute seien gekommen, sagt er uns, um die talentiertesten Schüler für die Tanztruppe der Armee auszuwählen.

Sie sind wegen mir da, dessen bin ich mir sicher. Sie müssen den Fernsehbeitrag über mich gesehen haben und suchen mich jetzt. Das Herz will mir in der Brust explodieren, aber ich strengte mich an, mich weiter zu dehnen und zu strecken, als ob nichts wäre.

Ein paar Minuten später krächzt der Lautsprecher tatsächlich meinen Namen. Jin Xing! Man fordert mich auf, mich im Büro des Direktors zu melden! Unter den Blicken aller Schüler überquere ich den Hof. Ich gehe gerade wie eine Eins, mit vorgewölbtem Oberkörper, nicht wenig stolz. Jedermann weiß, was passiert, wenn man ausgewählt wird – und mir ist es besonders bewusst, weil mein Vater Offizier ist: Man wird in die Armeeschule aufgenommen. Ruhm und Ehre! Am nächsten Tag spricht dieselbe militärische Abordnung bei mir zu Hause vor. Ich stehe am Fenster und sehe sie kommen. Mein Herz klopft zum Zerspringen. Die Offiziere sind höflich, stellen sich in aller Form vor. Meine Eltern – sie sind beide da – bitten sie herein, und alle setzen sich. Einer der Offiziere erklärt, ich hätte Talent und sie wollten, dass ich Mitglied der Tanztruppe der Armeeschule werde.

Mein Vater zündet sich eine Zigarette an, überlegt, stößt langsam den Rauch aus und sagt nach einer Pause:

»Einverstanden. Eine gute Sache. Die Armeeschule gibt den Kindern eine gute Erziehung.«

Aber meine Mutter, die meine Aktivitäten auf dem Gebiet des Theaters bisher eher wohlwollend betrachtet hatte und in der ich daher meine beste Verbündete sah, setzt sich aufrecht hin und sagt, ohne meinen Vater anzusehen: »Kommt nicht in Frage. Mein Sohn wird die Universität besuchen. Er wird weder Sänger noch Tänzer werden. Das ist keine Karriere für einen Jungen.«

Ich traue meinen Ohren nicht. Es war schon so gut wie beschlossene Sache. Papa hatte zugestimmt. Ich sehe, wie sich meine ruhmreiche Zukunft wieder in Wohlgefallen auflöst. Ganz zu schweigen von der Ehre, der Armee anzugehören.

»Nein, nein! Ich will in die Armeeschule! Und ich will singen und tanzen!«

Im Stillen füge ich hinzu: Aber ihr täuscht euch, ich bin kein Junge, ich bin ein Mädchen! Also ist es die Karriere, die zu mir passt. Mit lauter Stimme wiederhole ich: »Ich will in die Armeeschule, Mama! Bitte, lass mich gehen!«

Mama beweist ihren Dickkopf: »Sei still, du redest dummes Zeug.«

Die Offiziere wissen nicht, wie sie reagieren sollen. Sie stehen auf und verabschieden sich.

Ich bin völlig verzweifelt. Ich weine, ich schluchze, bin untröstlich. Es nützt nichts. Aber ich lasse nicht locker. Ich werde alle Mittel einsetzen, die mir zur Verfügung stehen. Zuerst weigere ich mich, in die Schule zu gehen. Meine Mutter gibt nicht nach. Dann kommt mir eine fabelhafte Idee. Ich lege mich auf meinen *kang*, ziehe die Decke bis zum Kinn hoch und rühre mich nicht. Dann verkünde ich, dass ich nichts mehr essen werde, bis sie beide ja sagen. Meine Verzweiflung ist so groß, dass ich nicht einmal Hunger verspüre. Am Abend, als ich einschlafe, höre ich, dass sie flüsternd miteinander reden.

»Der Kleine muss essen. Bring ihm wenigstens eine Schale Reis.« (Papa)

»Gebt meinem Bruder etwas zu essen. Sonst wird er noch krank.« (Meine Schwester)